

Mut zur Intervention – zentrale Forschungsfragen und ein empirisches KörperTheorie-KörperPraxis-Projekt

ANKE ABRAHAM

Dieser Schlussbeitrag folgt einer doppelten Spur: Er nimmt zum einen die hier versammelten Beiträge noch einmal aus einer übergreifenden Perspektive in den Blick (Teil 1) und er zeigt zum anderen exemplarisch auf, wie unterschiedliche Fragerichtungen im Sinne eines Forschungsprojekts miteinander verzahnt werden könnten (Teil 2). Da dieses Vorgehen einige Stolpersteine enthält, seien folgende Anmerkungen erlaubt:

1. Um zu vermeiden, dass den Beiträgen Forschungsanliegen übergestülpt werden, die vielleicht gar nicht intendiert sind, wird darauf verzichtet, mögliche Forschungsfragen aus den einzelnen Beiträgen herauszupräparieren. Die Autoren/-innen benennen zum Teil sehr deutlich Forschungsdesiderate oder offene Forschungsfragen und es lassen sich – je nach eigenem Forschungsinteresse – aus den Beiträgen auch implizit zahlreiche Anregungen für weiteres Nachdenken entnehmen. Die vorgestellte Synopse beschränkt sich daher darauf, die Beiträge im Hinblick auf zentrale Forschungszugänge und vor allem auch im Hinblick auf zentrale und besonders brisante Diskussionskerne zu verdichten.

2. Wenn hier exemplarisch *eine* bestimmte Forschungsperspektive ausführlicher dargestellt wird (Teil 2), so kann damit natürlich nicht das gesamte Spektrum möglicher und lohnender anderer Fragestellungen abgebildet werden und notgedrungen bleiben so andere Themen ›auf der Strecke‹. Dieser Nachteil kann aber vielleicht dadurch aufgewogen werden, dass eine Fragerichtung sehr *konkret* durchgespielt wird und damit auch Impulse für andere konkrete Projekte geben kann. Und vielleicht finden sich unter dem skizzierten Forschungsdach ja doch mehr Anknüpfungs-

punkte und gemeinsame Interessen, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Teil 1: Der Körper als Feld interdisziplinärer Forschung

1. ZENTRALE FORSCHUNGSZUGÄNGE

Die Beiträge des vorliegenden Bandes haben gezeigt, dass der Körper eine ebenso zentrale wie komplexe und sensible Schaltstelle im Hinblick auf die Qualität, die Gestaltung und die Bewältigung von Leben ist und dass ›Körperfragen‹ immer auch auf soziale, politische, ethische, religiöse, geschlechtliche, psychologische, gesundheitsbezogene und technische Dimensionen menschlichen Lebens und menschlicher Kultur verweisen, weil sie in diese Dimensionen eingebettet sind und ihre Entwicklung mitbestimmen. Um die Dynamiken, die sich auf dem Feld des Körpers abspielen – und in denen der Körper sowohl ›Anlass‹ und ›Ermöglicher‹ als auch ›Opfer‹, sowohl ›Mitspieler‹ als auch ›Verweigerer‹ sein kann –, besser verstehen zu können, ist es unerlässlich, die vielschichtigen organischen, gesellschaftlichen und subjektbezogenen Verweisungen, in denen der Körper steht, systematisch und multiperspektivisch in den Blick zu nehmen. Dazu ergeben sich zahlreiche theoretische und empirische Möglichkeiten – Varianten und Mischformen der nachfolgend genannten Zugänge, deren Nennung hier selbstverständlich nur eine prototypische Auswahl darstellt, lassen sich auch in den Beiträgen des vorliegenden Bandes finden:

Will man verstehen, wie der Körper im Alltag und in den Wissenschaften verstanden und gedeutet wird und wie mit ihm alltagspraktisch konkret umgegangen wird, so lohnt sich ein ethnographisch und kulturtheoretisch inspirierter Blick auf die Handlungsweisen und Routinen im Körperumgang und ein wissenssoziologisch und diskursanalytisch inspirierter Blick auf die weit verzweigten und zumeist hochgradig implizit bleibenden Deutungsmuster und Diskurse, die körperbezogene Haltungen, Handlungen und Routinen begleiten, sie hervorbringen und abstützen, und die den Körper insgesamt umgeben und ihn als (einen jeweils bestimmten) Körper konstituieren.

Will man dem näher kommen, was der Körper im Geflecht seelischer Widerfahrnisse und Bewegungen bedeutet, so lohnt sich ein Blick in psychoanalytische Theorien und die Psychosomatik, aber auch in die Erkenntnisse der Neurobiologie und der Gehirnforschung, die auf eine verblüffende Weise frühe psychoanalytische Erkenntnisse (allen voran die Entdeckung des Unbewussten) bestätigen und die die Bedeutung des Körpers

(und der Sinne) als Widerlager und Gedächtnis sowie als Formgeber für unser Fühlen, Denken und Erinnern immer deutlicher herausarbeiten.

Will man die Ahnung untermauern, dass der Körper ›mehr‹ und ›etwas anderes‹ ist, als die (sprachlich-diskursiven, visuellen, naturwissenschaftlichen) Bilder, die wir uns von ihm machen, dann lohnt es sich, jenen philosophischen und leibphänomenologischen Beschreibungen zu folgen, die der Evidenz des Leibes und seinen eigensinnigen Qualitäten und Vermögen introspektiv nachspüren.

Will man verstehen, wie der Körper zu einem behindernden ›Schicksal‹ werden kann, so lohnt sich ein Blick in die Frauengeschichte und die feministische Forschung und Kritik, aber auch in die Sozialgeschichte der Behinderung und in die Theorien zur Konstruktion von Normalität und Stigma, die vorführen, in welche vertrackten Komplizenschaften vermeintlich ›natürliche‹ Tatsachen und die kulturelle Deutung dieser ›Tatsachen‹ geraten können, wie massiv (geschlechterbezogene) Deutungen von Natur auf die Lebenspraxis und das Selbstempfinden der Betroffenen durchschlagen und wie schwer es ist, die Verstrickungen von Natur und Kultur – im Sinne einer wissenschaftlich-analytisch überzeugenden Klärung, aber auch im Sinne einer emanzipatorischen und Lebenszufriedenheit herstellenden Praxis – zu ›entknoten‹.

2. FORSCHUNGSFELDER UND DISKUSSIONSKERNE

Zentrale Diskussionsstränge, die sich zur Körperthematik in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, aber auch in naturwissenschaftlich orientierten Fachgebieten inzwischen herausgebildet haben, verweisen auf spezifische drängende Fragen und Forschungsfelder, wenn es um die Zukunft des Körpers und einer körperbezogenen Forschung geht (zum Versuch der Integration kultur- und naturwissenschaftlicher Zugänge in Bezug auf emergente körperbezogene Praxen vgl. etwa Niewöhner/Kehl/Beck 2008).

Auch in diesem Band werden solche Fragen, die von hoher gesellschaftlicher und individueller Aktualität und Relevanz sind, angesprochen.

Diese Fragen lassen sich um die folgenden Diskussionskerne zentrieren:

2.1 *Ethische Fragen*

Ethische Fragen stellen sich immer dann, wenn (bisher) geltende und kulturell geteilte Grundsätze ins Wanken geraten oder mit anderen Grundsätzen kollidieren und neu ausbalanciert werden müssen. Dies ist aktuell der Fall im Kontext biotechnologischer Manipulationen und Entgrenzungen des (in einem materialen, organischen Sinne) natürlich gegebenen Kör-

pers (etwa wenn die Würde des Sterbens im Alter mit medizinisch möglich werdenden Lebensverlängerungsmaßnahmen kollidiert); und es ist überdauernd der Fall im Hinblick auf die soziale Konstruktion abweichender Körper (im Sinne des ›behinderten‹ Körpers, des ›dicken‹ Körpers, des ›unattraktiven‹ Körpers, des ›alternden‹ Körpers, des ›nicht voll leistungsfähigen‹ Körpers etc. sowie im Sinne des geschlechtlichen Körpers und des ethnischen Körpers, der zur Zielscheibe spezifischer Zurichtungen und Diskriminierungen werden kann). In allen Fällen steht die Würde des Menschen, das menschliche Recht auf Anerkennung sowie das Selbstbestimmungsrecht auf dem Spiel und es muss im Falle der Biotechnologien neu ausgelotet werden, wo Gestaltungsfreiheiten in Gestaltungszwänge umschlagen und wo das Recht auf Individualität technologischen Machbarkeitsphantasien geopfert wird, die den genormten Supermenschen herzustellen wünschen und andere (›traditionellere‹ und natürliche Grenzen respektierende) Lebensformen nicht mehr zulassen.

2.2 Prozesse körperbezogener Normbildung und ihre Konsequenzen

Mit ethischen Fragen eng verknüpft sind Fragen der *Normierung*, der *Normalisierung* und der *Normative*, die den Körper treffen und ihn in spezifischer Weise sozial wahrnehmbar machen (Beispiele für solche wirkmächtigen körperbezogenen Normative wurden eben genannt). Solche Normative – und das ist das eigentlich Bedeutsame – stellen in hohem Maße soziale Zugehörigkeiten und sozialen Ausschluss her und tangieren den Aufbau von Identität massiv, ja vielleicht konstituieren sie ihn sogar.

Ganz in diesem Sinne weist *Jens Ried* (in diesem Band) in seinem Beitrag zur Stigmatisierung von Übergewicht mit Rekurs auf Erving Goffman darauf hin, »dass stigmatisierende Einstellungen keine sozialen Trivialitäten darstellen, sondern interindividuelle und gesellschaftliche Kommunikation nachhaltig beeinflussen« und dass es eine Hauptaufgabe der Ethik sei, »die unterhalb der Oberfläche und hintergründig wirkenden Menschen- und Gesellschaftsbilder ans Licht zu bringen und auf ihre Konsistenz und ihre Konsequenzen hin zu befragen«. Und *Heike Schnoor* (in diesem Band) merkt an, dass der als abweichend konstituierte behinderte Körper mit großer Selbstverständlichkeit zum Objekt von Heilung und Rehabilitation gemacht wird, weil er in seinem Anders-Sein eben nicht respektiert wird, sondern in Richtung auf die herrschenden (rigiden und höchst anspruchsvollen) Vorstellungen von Leistungsfähigkeit und Schönheit getrimmt werden muss – der technisch machbare Körper wird hier zur Pflicht, und nicht selten zu einer hohen Belastung und zum Risiko, wenn die Eingriffe misslingen oder vom Körper und der Psyche nicht angenommen werden. Dabei zeigt sich im Hinblick auf die Bewältigung von Behinderung immer wieder, dass die *Anerkennung* des Unveränderlichen

und die psychische Integration der somatischen Besonderheit der aussichtsreichste Weg ist, persönliche Stärke zu gewinnen, anderen gegenüber Toleranz zu entwickeln und von anderen in seinem So-Sein angenommen zu werden. Diese Ausführungen verweisen darauf, dass ein dritter Fokus von zentraler Bedeutung ist: der Prozess der Identitätsgewinnung, der in dem vorliegenden Band in zahlreichen Beiträgen repräsentiert wird.

2.3 Prozesse der Identitätsbildung

Der Körper kann als Kristallisationskern der *Identitätsbildung* aufgefasst werden – entwicklungspsychologische Studien zur Bedeutung von Körperlichkeit und Bewegung in der frühesten und frühen kindlichen Entwicklung sowie identitätstheoretische und biographietheoretische Studien verweisen nachdrücklich auf die Zusammenhänge, die zwischen der konkret spürbaren, emotionalen und verbalen Ansprache des Körpers in sozialen Kontexten und dem Aufbau eines Körper- und Bewegungsgefühls, eines Körperbildes und eines Selbstkonzepts bestehen (vgl. dazu etwa Stern 1979, Dornes 1993, 2000). Ob und wie der eigene Körper angenommen wird, welche Haltungen und Umgangsweisen sich ihm gegenüber einspüren und wie das eigene Identitätsgefühl aus dem Körper gewonnen wird, sind ebenso bedeutsame wie empirisch schwer einholbare Fragen, und sie sind auf das engste mit der Frage verknüpft, welche sozialen Gelegenheiten, welche atmosphärischen Rahmungen dieser Gelegenheiten und welche normativen Erwartungen bereit stehen, in denen der Körper erfahren werden kann, soll oder muss (zum Zusammenhang von Körperlichkeit und Identität vgl. Gugutzer 2002).

2.4 Körperlichkeit und Geschlecht

Mit Fragen der Identitätsgewinnung wiederum eng verknüpft sind Fragen der *Geschlechtlichkeit* – allen voran die Frage, wie Geschlecht sozial konstruiert und atmosphärisch aufgeladen wird, welche Positionierungen und Einflusschancen im sozialen Raum damit verbunden sind und wie sich diese Konstruktionen auf die Ausbildung einer Identität ›als‹ Mädchen und Frau, ›als‹ Junge und Mann oder ›als‹ Mensch, der sich in diesem heterosexuellen Gefüge anders verortet, auswirken. Der Körper als zentraler Aufhänger der geschlechtlichen Identität steht hier in ausgesprochen vielfältigen politischen, sozialen, psychischen und leiblichen Verweisungen.

2.5 Widerständige Körperpraxen

Und ein fünfter Fokus scheint mir bedeutsam zu sein: Die wissenschaftliche Analyse sowie die praktische Unterstützung solcher körperbezogener Praxisformen, die im weitesten Sinne als widerständig und emanzipatorisch bezeichnet werden können. Dieser Fokus drängt sich zum einen auf,

weil er durch die in diesem Band stark vertretenen (sozial-)pädagogischen (*Heusinger von Waldegge, Maurer/Täuber, Rohrmann, Schnoor*) und mit Anliegen der Entwicklungsförderung oder Therapie (*Bolm, Jessel, Krüger-Kirn, Seewald, Wuttig*) verbundenen Beiträge eingeführt wird und indirekt auch in anderen Beiträgen durchscheint (*Hafenecker, Rohr, Wagner-Rau, Abraham*). Zum anderen aber auch deshalb, weil eine Entwicklungsförderung über die Thematisierung des Körpers allgemein und in der (sozial-)pädagogischen und psychotherapeutischen Diskussion im Besonderen zunehmend nachgefragt und ausgearbeitet wird.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die eben genannten fünf *Diskussionskerne* miteinander zu verknüpfen und im Sinne eines empirischen Theorie-Praxis-Projekts mit einer auf Emanzipation und Entwicklungsförderung angelegten Körperpraxis zu kombinieren.

Dieses Vorgehen hat den Vorteil, dass im Zuge der Darstellung dieser Forschungsskizze deutlich werden kann, wie erstens: aktuelle gesellschaftliche, technologische, soziale und psychische Entwicklungen mit kulturell tradierten Körperverhältnissen (und diese Verhältnisse abstützenden Normativen) verzahnt sind und wie zweitens: über *praktisches* Körperhandeln und Angebote alternativen Körpererlebens emanzipatorische Entwicklungsprozesse in Gang gesetzt werden könnten.

Das Vorgehen hat jedoch – wie bereits eingangs erwähnt – den Nachteil, dass nicht alle Forschungsanliegen, die in diesem Band repräsentiert und benannt werden, darin aufgehen (können) und somit eine (unvermeidliche) Selektion bedeutsamer Forschungsfragen in Kauf genommen werden muss. Hinzu kommt, dass hier lediglich eine Skizze vorgestellt wird, die notwendigerweise selektiv und bruchstückhaft ist, aber – so die Hoffnung – dennoch zentrale Forschungsthemen anschaulich werden lässt und Anknüpfungspunkte sowie Widerreden ermöglicht, die in viele Richtungen erweitert und fortgeschrieben werden können.

Teil 2: Mut zur Intervention – ein KörperTheorie-KörperPraxis-Projekt

Um den gesellschaftsrelevanten und persönlichkeitsrelevanten Gehalt der nun folgenden – womöglich doch sehr ›anders‹ und gewöhnungsbedürftig wirkenden – Skizze besser nachvollziehen zu können, soll an dieser Stelle zunächst ein Blick in den Alltag erfolgen: Der Blick auf eine stark um sich greifende psychische Störung, die von heftigen körperlichen Symptomen begleitet wird und die nur zu verstehen ist, wenn man sich die Lebensbedingungen ansieht, unter denen Menschen in hoch technisierten

und von ökonomischen Paradigmen bestimmten Gesellschaften wie der unseren leben (müssen).

1. »IN DEN FÄNGEN DER ANGST« –
ANMERKUNGEN ZU EINER UM SICH GREIFENDEN STÖRUNG

»Er merkte, wie es höher kam, wie der Rücken sich versteifte, wie es hinaufkroch und ihn am Nacken packte. Die Oberschenkel tremolierten. Die Muskeln schmerzten. Im Hals hämmerte der Puls. Der Mund war ausgetrocknet. Schlucken unmöglich. Die Arme zitterten heftig, die Hände gingen in Pfötchenstellung. Luft bekam er nicht. Dann waren die Beine taub. Er spürte seine Füße nicht mehr. Er hörte auf zu denken. Er horchte in sich hinein: Es ist wieder so weit!« (Schüle 2007, 17)

So beginnt Christian Schüle seinen Bericht über die »Angstkrankheit«, die sich insbesondere in der Mittelschicht und in jungen Jahren fast epidemisch ausbreitet. Beschrieben wird hier, wie ein Gefühl – irrational erscheinende, überfallartig auftretende Ängste und Panikattacken – körperlich vom Betroffenen Besitz ergreift, ihn lähmt und in todesnahe Zustände versetzt. Diese Angstanfälle, häufig gepaart mit Depressionen, sind keine Einzelschicksale, sondern sie betreffen Schätzungen zu Folge inzwischen ca. 8 Prozent der Bevölkerung in Europa und stehen in einem systematischen Zusammenhang mit den Bedingungen, unter denen Menschen heute arbeiten müssen (vgl. dazu auch den Exkurs zum Verhältnis von Neoliberalismus und Körperumgangsweisen in der Einleitung zu diesem Band). Schüle beschreibt das Arbeitsumfeld seines Protagonisten, Herrn Groß, 35 Jahre alt, so: »Er ist Bereichsorganisationsleiter bei einem großen Versicherungsunternehmen, und es ist klar, was das bedeutet: Alle zwei Jahre kommen die Controller. Alle zwei Jahre heißt es: 30 Prozent Personalabbau, um Gewinne zu maximieren. Alle zwei Jahre heißt es auch: 20 Prozent mehr Leistung bei 30 Prozent weniger Personal. Also hat Groß Leute entlassen, Karrieren beendet, 14 Stunden am Tag gearbeitet. Ein Mann, für den nur Leistung zählte [...] Gefühle hat er nie zeigen können.« (A.a.O.)

Herr Groß – so zeigen es diese (und weitere) Andeutungen (im Text) – ist mit ausgesprochen inhumanen Bedingungen des Arbeitens konfrontiert: Er muss täglich hart und über die somatische und psychische Belastbarkeit hinaus arbeiten; er kann sich nie sicher sein, ob seine Leistung genügt und muss sich daher immer besonders anstrengen; er kann sich nie sicher sein, ob nicht trotz guter oder bester Leistungen irgendwann auch er zu den Entlassenen gehören wird; er muss anderen Menschen durch Kündigung Leid zufügen; er verliert dadurch andere Menschen und Kontakte; und er muss sich nun noch mehr anstrengen und das Risiko, selbst

zu den Entlassenen zu gehören, steigt mit jeder Kündigung. Das Eingesogen-Werden in diese Leistungssteigerungs- und Angst-Spirale wiegt umso schwerer, als Herr Groß keine Alternativen zur Verfügung stehen: Er lebt allein, ist ganz auf seine Arbeit fixiert und muss aus ihr alle elementaren Existenzbedürfnisse befriedigen: den Gewinn von Selbstwertgefühl, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und das Gefühl von Zugehörigkeit. So ist er stets bemüht, sein Bestes zu geben, hat auch Erfolg, aber bricht innerlich dabei zusammen: Die Panikattacken, die ihn überfallen, sind Ausdruck einer übermächtigen Sorge, das alles nicht mehr zu schaffen, und einer riesigen emotionalen Leere, die nur noch den Tod sinnvoll erscheinen lässt.

Und der Körper reagiert auf diese übermächtige Sorge absolut konsequent, nämlich so, wie er in Situationen höchster Not und Bedrohung reagieren muss: zunächst mit höchstem Alarmzustand (Schweißausbruch, Herzrasen, Pulsbeschleunigung über 200), dann mit Lähmung und einem Todstellreflex. Und er zeigt an, was der Protagonist verloren hat: den Boden unter den Füßen (Beine und Füße sind taub, sie spüren nichts mehr, der Kontakt zum tragenden Fundament ist verloren gegangen).

Der Körper kann aber auch, so beschreibt Schüle weiter, der Schlüssel zur Wiedergewinnung von Lebendigkeit sein und auf eine ausgesprochen heilsame Weise die sich im Kopf verselbstständigenden Gedankenzirkel – die Angst vor der Angst oder die Phantasien vom Versagen oder vom Sterben-Müssen – außer Kraft setzen. So kann bereits das tiefe und bewusste Ein- und Ausatmen die akute Hyperventilation wieder beruhigen und das bewusste Aufsuchen und konkrete Durchspielen von Angst auslösenden Situationen kann ausgesprochen hilfreich sein, ebenso die Behandlung der Angst als wäre sie ein Subjekt, mit dem man sprechen oder flüstern kann, mit dem man sogar tanzen kann – bis es sich verflüchtigt. »Machen! Erleben! Reingehen in die Angst!«, so bringt der Verhaltenstherapeut Thomas Lohmann den konfrontativen und körpernahen Umgang mit der Angst, der sehr erfolgreich ist, auf den Punkt (vgl. Schüle 2007, 20). Wer Angst vor Rolltreppen hat oder Flugzeugen, der muss Rolltreppe fahren und fliegen, immer wieder, und dabei die Angst sehr genau beobachten, verfolgen wo und wie sie kommt und wie sie geht – bis sie ganz klein ist und nicht mehr kommt. Wer Angst vor Menschen hat, der muss (in der geschützten Gruppe) Menschen begegnen, sie kennen lernen, sich selbst dabei wahrnehmen, etwas wagen mit ihnen, Erfahrungen machen, die die Chance eröffnen, ihnen trauen zu können und Vertrauen wieder zu gewinnen.

Dieses konkrete Hineingehen geschieht immer mit der vollen Beteiligung des Körpers und es wird eine besondere Aufmerksamkeit auf den Körper gelenkt, der mit seinen Reaktionen anzeigt, wie es um die Angst bestellt ist und wie es sich körperlich anfühlt, wenn entlastende und an-

genehme Gefühle auftauchen. Damit kann die Fähigkeit zur Selbstregulation von leiblich-affektiven Zuständen aufgebaut oder zurückgewonnen werden. Wenn dann auch noch an den biographischen Wurzeln der Ängste gearbeitet wird (wie es in der Psychoanalyse und in tiefenpsychologisch orientierten Körpertherapien der Fall ist) und wenn dann auch noch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen humaner gestaltet würden, dann könnten sich die Angststörungen tatsächlich in Luft auflösen. Sicher aber nicht, wenn zur ›Bekämpfung‹ der Angst lediglich beruhigende Medikamente genommen werden (viele Betroffene geraten in eine Abhängigkeit von Medikamenten) – hier wird die Angst (bzw. ihre körperlichen Symptome) nur betäubt, sie bleibt aber bestehen, weil sie psychisch nicht bearbeitet wird und weil sich an den Angst auslösenden Umgebungsbedingungen nichts ändert.

Das Beispiel zeigt, wie intensiv gesellschaftliche Normative – hier die Verabsolutierung von Leistung und Gewinnmaximierung – negativ auf die Psyche des Einzelnen durchschlagen (wenn sie nicht durch andere Orientierungen und Gegenressourcen kompensiert werden können) und wie intensiv der Körper hiervon tangiert ist. Und es zeigt zugleich, dass das Ansprechen der leiblichen Ebene für die Heilung von großem Wert ist – vermutlich deshalb, weil der Körper eben doch auf eine besonders *eindrückliche* Weise Erfahrungen wie etwa das Halt-Finden, das Getragen-Werden, das Aufleben, das Sich-Erfrischt-Fühlen deutlich machen kann – Erfahrungen, die kognitiv zwar vorstellbar sind, aber weitaus überzeugender sind, wenn sie konkret leiblich-affektiv *gefühlt* werden können. Eine das leiblich-sinnliche Erleben aufsuchende und reflektierende Körperarbeit, wie sie nachfolgend vorgestellt wird, setzt genau an diesem Punkt an.

2. KÖRPERERFAHRUNGEN IN ZEITEN DER ENTGRENZUNG – SKIZZE ZU EINEM EMPIRISCHEN THEORIE-PRAXIS-PROJEKT

Ein wesentlicher Zug hoch technisierter Gesellschaften ist, dass der Körper nicht nur Objekt von Machbarkeits*phantasien* ist (die gab es schon in der Antike, wie *Missomelius* in diesem Band zeigt), sondern real ›machbar‹ geworden ist und im Schlepptau ein Normativ mit sich führt, das seine volle Wirkung zunehmend entfalten wird: den Optimierungszwang (vgl. dazu auch Villa 2008, 269 sowie *Abraham*, *Schmitz* und *Schnoor* in diesem Band).

Die naturwissenschaftliche »Entzauberung« des Körpers hat volle Fahrt gewonnen und scheint durch nichts mehr aufzuhalten zu sein: Die Wissenschaften vom menschlichen Körper dringen immer tiefer in seine Geheimnisse ein und sind dabei (auch wenn sie an der Komplexität des Körpers immer wieder scheitern), ihn in seinen Organisationsstrukturen

und Funktionsweisen (durch das Anlegen extern generierter Logiken) so weit zu ›verstehen‹, dass Imitationen, Reproduktionen und Manipulationen bis hin zur *vollständigen* Ersetzung des bisher auf natürlichem Wege Gewordenen durch künstlich Erzeugtes möglich werden. Dahinter steht die Annahme, dass der ›traditionelle‹ Körper nicht leistungsfähig genug ist, dass er ›besser‹ gemacht werden muss. Gefragt wird aber nicht, wofür er eigentlich besser gemacht werden soll und ob es nicht weitaus angemessener wäre, die Lebensbedingungen und die Erwartungen, die an Menschen unter diesen Bedingungen gestellt werden, zu überprüfen. Im Falle der oben beschriebenen Angstneurose würde die Logik des Optimierungsdenkens nämlich lauten: Wir müssen die Gehirne so unter Stoff setzen, dass sie keine Ängste mehr spüren (etwa durch Valium); oder: Wir müssen Gehirne gentechnologisch so verändern, dass sie Menschen auch unter großen Ängsten noch voll leistungsfähig halten; oder: Wir müssen solche Gehirne herstellen, die keine Ängste mehr kennen.

2.1 Forschungsfragen I

Im Sinne eines Forschungsanliegens wäre hier kritisch zu fragen und empirisch einzuholen: Wie werden Optimierungen am Körper eigentlich von wem legitimiert? Und wem sollen sie nützen? Dazu müsste der Frage nachgegangen werden, wie eine Gesellschaft verfasst ist, die permanente Steigerungen und technologische Hochrüstungen des Körpers benötigt und von ihren Mitgliedern erzwingt; es müsste gefragt werden, ob diese Forderungen und Zwänge unumgänglich und alternativlos sind; und es müsste dort nach Möglichkeiten der Moderation, Abschwächung und Begrenzung der Entgrenzung gesucht werden, wo das System als Ganzes oder Teile von ihm (Gruppen, Personen) zu kollabieren drohen (so wie Herr Groß in dem oben genannten Beispiel) oder wo ethische Fragen und Konflikte nicht mehr lösbar sind.

Außerdem wäre sehr genau zu untersuchen, was Menschen – aufgrund welcher biographischen Erfahrungen, vor dem Hintergrund welcher psychischen Dispositionen, in welchen Situationen, vor dem Hintergrund welcher sozialen Drohungen und Ängste etc. – anfällig dafür macht, technologische Manipulationen am Körper vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, die deutlich den Zustand oder die Beschaffenheit des organisch gegebenen Körpers übersteigen – etwa in Formen des Dopings, des Neuro-Enhancements, des übermäßigen Konsums von Rauschmitteln und Medikamenten, der invasiven und/oder deformierenden Schönheits-technologien, aber auch im Bereich der Korrektur von Behinderungen, wenn diese Korrekturen mehr Leid erzeugen als subjektiven Nutzen, oder im Bereich der Ausmerzungen von genetisch bedingten Krankheiten, die im

Umkehrschluss die Pflicht zur Selektion und eine Steigerung der Ächtung von Defekten hervorbringen.

Bei Fragen nach persönlichen Motiven und Handlungsentscheidungen sowie deren biographische Hintergründe sollte es tunlichst nicht um die Frage gehen, ob dieses Verhalten ›legitim‹ oder ›nicht legitim‹ ist, sondern um die Frage, wie das Verhalten zu *verstehen* ist, wie es von den Akteuren selbst verstanden wird, vor dem Hintergrund welcher internalisierten Körperbilder und Haltungen dem Körper gegenüber welche Entscheidungen der Körpermanipulation getroffen werden, welche sozialen, psychischen, gesundheitlichen Konsequenzen das Verhalten hat und welche Alternativen des Handelns an dieser Stelle möglich wären oder auch aus welchen Gründen nicht (mehr) möglich sind.

2.2 Emanzipatorische Körperpraxis

Diese letztgenannte Frage leitet über zur *Körperpraxis* – insbesondere zur Bedeutung des Körpererlebens und einer dieses Erleben reflektierenden Körperarbeit. Es sei erlaubt, diese Überlegungen mit zwei Thesen zu beginnen. Es wird Aufgabe sein, diese Thesen (und die damit verbundenen Unterstellungen) kritisch empirisch zu überprüfen, was weiter unten entsprechend ausbuchstabiert wird.

These I: Ein empathischer Zugang zum Körper wird uns kulturell systematisch verstellt

Eine zentrale *These* im Rahmen der Überlegungen zur Nutzung biotechnologischer Angebote und Techniken der Optimierung des Körpers ist, dass wir in einer Kultur leben, die uns zunehmend von unseren vitalen, leiblich-affektiven Quellen fern hält und damit einen Körperbezug verstellt, der uns eine echte Wertschätzung des Körpers – als Leib, der wir sind – ermöglichen würde. Es muss genügen, hier nur schlaglichtartig zu benennen, was uns diesen Zugang verstellt: die kulturell tief verankerte Abwertung des Körpers gegenüber dem Geist; die mit Gefühlen der Scham, der Peinlichkeit, des Ekels umgebene Aura des Körpers; die Privatisierung, Intimisierung und Tabuisierung körperbezogener Vorgänge; die vielfältigen und die Identität massiv beeinflussenden und kränkenden Prozesse der Stigmatisierung, Diskriminierung, sozialen Ächtung und sozialen Ausgrenzung über körperliche Merkmale (Erscheinung, Funktionsweise des Körpers, Geschlecht, Rasse etc.); die Reduktion des körperlichen Gebrauchs in alltäglichen Handlungsvollzügen durch Technologien und damit die Marginalisierung von Erfahrungen des ganzkörperlichen Einsatzes.

Es werden zwar eine Fülle von Surrogaten und Ersatzhandlungen an-

geboden, die den Körper aufwerten und ihn erfahrbar machen sollen – in Wellness-Oasen und Schönheitsfarmen, in Hochseilgärten und auf Bergtouren, in Fitness-Gruppen, beim Joggen, in den medial inszenierten und penetrant vorgeführten Bildern von Sinnlichkeit, Erotik und Sexualität etc. –, aber diese Erfahrungszusammenhänge sind aus dem alltäglichen Lebenszusammenhang herausgerissen und sie thematisieren den Körper oft in sehr einseitiger Weise: als Körper, der Straffungen und Glättungen gebrauchen kann, als Körper, der sich in der Leistung beweisen kann, als Körper, der funktionstüchtig und belastbar zu werden hat, als Körper, der verführerisch ist und zu verführen hat.

Ein wirkliches Gespür für diesen *meinen* Körper, wie er mir gegeben ist und was er durch meine biographischen Erfahrungen und meine Reaktionen darauf geworden ist, und einen annehmenden Respekt für *meinen* Körper gewinne ich auf diese Weise (meist) nicht. Und ich entwickle kein Sensorium für die Signale und Botschaften, die er mir sendet, für die ›Bedürfnisse‹, die er hat, und für die brachliegenden oder verschütteten Potenziale des Empfindens, Wahrnehmens und Sich-Bewegens, die in ihm schlummern. Kurzum: Es gibt zu wenige Gelegenheiten, den Körper *bewusst* und *wertschätzend* wahr- und anzunehmen – und je geringer die Bildungschancen, das ökonomische Kapital und die Chance der Distanzierung von Überlebenszwängen, desto geringer ist die Chance, dem Körper in dieser eben skizzierten wertschätzenden Weise zu begegnen. Aber auch (oder gerade) für höhere Bildungs- und Einkommensschichten gilt: Im Alltag wird der Körper ›gebraucht‹, er muss ›funktionieren‹, er wird ›auf Trapp gehalten‹ und ›an die Kandare genommen‹, weil wir sozial darauf angewiesen sind und sozial dazu angehalten und erzogen werden.

Dieses Bedürfnis nach Fremd- und Selbstkontrolle des Körpers im Dienste höherer Ziele ist in allen Kulturen und zu allen Zeiten auffindbar und scheint eine anthropologische Konstante zu sein (vgl. dazu die Arbeiten von Hans Peter Duerr [etwa Duerr 1988] sowie Hitzler/Honer 2005) – aber dieses Kontroll- und Disziplinierungsbedürfnis ist auch eine Crux, nämlich insofern, als etwa Formen der Selbstgestaltung und Selbstermächtigung in eine destruktive Selbstunterdrückung umschlagen können (so auch Villa 2008, 267ff.), die immer auch eine Unterdrückung des Körpers ist. Vor dem Hintergrund der Dominanz der *Körperkontrolle* wird verständlich, dass Gelegenheiten des achtsamen Spürens meist spöttisch lächelnd oder peinlich berührt zurückgewiesen und als eine *Zumutung* erlebt werden.

These II: Körperachtsamkeitspraktiken können vor persönlicher biotechnologischer Hochrüstung schützen

In diesem Zusammenhang lautet die *zweite These*, die den Anschluss zu einer reflektierenden Körperarbeit herstellt: Würde das *Gespür* für den eigenen Körper – oder für den Leib, der wir sind – verfeinert werden und würde der Körper, so wie er organisch beschaffen ist (mit seinen Muskeln, Sehnen und Gelenken, mit seiner Fähigkeit zum Atmen und zur Anspannung wie Entspannung etc.) und wie er in Prozessen der sozialen Modellierung geworden ist (aufrecht, drahtig, sanft, schlaff, gebeugt, unter Druck stehend etc.) stärker als bisher zum eigenen Ich und der eigenen Geschichte gehörig erlebt, angenommen und wertgeschätzt werden, so könnte damit ein starkes Fundament geschaffen werden, auf dem die Person sicher ruht und das sie unabhängiger macht von invasiven und manipulativen Eingriffen in das organische Gefüge. Über (in bestimmten Settings angeleitete) Erfahrungen des leiblichen Spürens und Sich-Bewegens und deren reflexiver Bearbeitung (wie sie in den Beiträgen von *Heusinger von Waldegge*, *Jessel*, *Maurer/Täuber*, *Seewald*, *Wuttig* anklingen) kann ein Sensorium entwickelt werden, das die organisch gegebenen Möglichkeiten und Grenzen des Körpers bewusst wahrnimmt und anerkennt, und es kann subjektiv erfahrbar und kognitiv wie leiblich-affektiv bearbeitbar werden, welche Möglichkeiten des Empfindens und des Ausdrucks, der Haltung und der Bewegung ich mir bisher angeeignet habe, wie es mir mit diesen Möglichkeiten geht und wie sich diese Möglichkeiten eventuell so moderieren, ergänzen und erweitern ließen, dass sie mir mehr Spielräume und Freiheiten bieten oder mich zufriedener machen.

Eine so verstandene emanzipatorische und entwicklungsfördernde Arbeit setzt – um hier eine Arbeitsweise (die Konzentrierte Bewegungstherapie) modellhaft zu skizzieren – an den Daseins- und Situationsdeutungen der Erlebenden und Handelnden an, führt in einem geschützten und von Zeitdruck entlasteten Raum hin zu einem »gespürigen« (Elsa Gindler) leiblich-sinnlichen Wahrnehmen und verschränkt dieses Spüren mit einem »Verwörtern«, das das Erlebte auf der kognitiven Ebene weiter bearbeitbar macht (vgl. Schmitz 2004, 16f.). In psychotherapeutischen Settings wird zunehmend erfolgreich mit solchen Formen der Körperwahrnehmung und des Körpererlebens gearbeitet (in den letzten fünfzig Jahren hat sich eine breite Palette an körperpsychotherapeutischen Verfahren herausgebildet und etabliert; vgl. im Überblick: Marlock/Weiss 2006; stellvertretend für ein etabliertes Verfahren: Schmitz 2004, Schmidt 2006) – und von diesen Verfahren kann man viel lernen. Aber bedauerlicher Weise hat eine für den Körper, die eigene Körpergeschichte und die Potenziale der »somatischen Resonanzen« (vgl. *Maurer/Täuber* in diesem Band) sensibi-

lisierende Arbeit in anderen sozialisatorischen und die Identitätsbildung maßgeblich beeinflussenden Kontexten (Familie, Kindergarten, Schule, universitäre Ausbildung, Arbeitsplatz, Freizeit etc.) bisher kaum Eingang gefunden. Eine Schlüsselstellung nimmt hierbei die leiblich-affektive Beziehung zwischen Aufwachsenden und ihren wichtigsten Bezugspersonen ein, die bereits im pränatalen Stadium beginnt, besonders nachhaltige Dispositionen für die Annahme des Körpers und den Umgang mit ihm aber in den ersten Lebensjahren hervorruft (vgl. hierzu auch Abraham 2007).

Am Beispiel Schule kann gezeigt werden, wie Bemühungen um ›mehr‹ Bewegung und ›mehr‹ Körperbezug an einer Begegnung mit dem eigenen Körper, wie sie hier gemeint ist, vorbei laufen können: Im Rahmen der Überlegungen zur »Bewegten Schule« wird sich zumeist um die Bereitstellung von mehr Bewegungsgelegenheiten und Bewegungsangeboten im Unterricht und außerhalb des Unterrichts bemüht (was zu begrüßen ist) – was jedoch ohne eine reflektierende Begleitung (Was wird da erlebt? Was wird an Erkenntnissen gewonnen? Welche Sensibilisierungen stellen sich ein?) Bewegungsstereotype und -präferenzen eher verfestigt, als dass Erkenntnis- und Entwicklungsgewinne eintreten würden. Der *traditionelle* Sportunterricht muss überdies immer noch als eine Veranstaltung eingeschätzt werden, die den Körper einseitig als Erbringer von spezifischen Leistungen thematisiert (gut elaborierte Alternativen einer an Prinzipien der ästhetischen Bildung orientierten erfahrungsbezogenen Bewegungspädagogik liegen zwar vor [vgl. dazu etwa Bietz/Laging/Roscher 2005 sowie den Beitrag von *Heusinger von Waldegge* in diesem Band], werden aber im Schulalltag klein gerieben durch Lehrpläne und traditionellen ›Habitus‹ der Sportlehrkräfte), und der Schulsport nimmt häufig eine ausgesprochen unrühmliche Rolle ein, wenn es darum geht, den eigenen Körper und den der anderen (Mitschüler, Lehrer) wertschätzend anzunehmen: Gerade im Sportunterricht wird der Körper besonders augenfällig und zur Zielscheibe von kontrollierenden Blicken, Abwertungen, Spott und Diskriminierung. Kinder, die im familialen Umfeld keine Gegenressourcen entwickeln konnten, leiden hier mitunter extrem, was dazu führen kann, dass sie Sport und Bewegung für sich innerlich aufgeben und für den Körper belastende und schädigende Kompensationsstrategien entwickeln (emotionaler Rückzug, übermäßiges Essen, Versinken vor dem PC, soziale Isolation etc.).

2.3 Forschungsfragen II

Im Sinne eines Forschungsfokus, der in Erfahrung bringen möchte, wie es um die Haltungen, Aufmerksamkeiten und Sensibilitäten für den eigenen Körper *tatsächlich* bestellt ist, wären vor dem Hintergrund dieser Ausführungen die folgenden Fragen zu stellen:

1. Welche Körperaufmerksamkeiten entwickeln Menschen in hoch technisierten Gesellschaften? Worauf konzentriert sich ihre Wahrnehmung? Was ist ihnen am und für den eigenen Körper bedeutsam?
2. Welches Vokabular und welche Diskurse benutzen sie, um den eigenen Körper zu beschreiben?
3. Wie stellen sie sich den Körper im Spannungsfeld von Natur (etwa im Sinne des ›Gegebenen‹) und Kultur (analog dazu im Sinne des ›Machbaren‹) vor?
4. Wie bringen sie den Körper mit der eigenen Lebensgeschichte in Verbindung?
5. Welche Formen von Eingriffen in den Körper sind sie bereit einzugehen? Mit welchen Gefühlen (Ängsten und Hoffnungen) sind diese Eingriffe verbunden? Welche Eingriffe tragen dabei bereits den Charakter des Selbstverständlichen oder Unvermeidlichen? Wenn darüber hinaus auch mit praktischen Interventionen (Körpererfahrungsangeboten für unterschiedlichste Zielgruppen) gearbeitet werden soll, so wären weitergehend die folgenden Fragen zu stellen:
6. Wie reagieren die Teilnehmer/-innen auf Angebote, die die Körperwahrnehmung vertiefen? Welche Widerstände werden sichtbar und womit haben diese Widerstände zu tun?
7. Wie müssen Angebote beschaffen sein, dass sie zu einer Stärkung des Vertrauens in den eigenen Körper, einer Annahme des Körpers, einem respektierenden Körperumgang und einer Erweiterung der eigenen Spielräume und Handlungsmöglichkeiten im sozialen Raum führen?
8. Was passiert genau in den Begegnungen zwischen den Beteiligten in praktischen Erfahrungssituationen? Welche »Körpergeschichten« treffen aufeinander und was entsteht daraus?
9. Welche Interessen verfolgen die Teilnehmer in Körpererfahrungsangeboten? Inwiefern laufen diese Interessen den Intentionen des Angebots auch zuwider (was aufmerksam zu verfolgen und zu analysieren wäre)?
10. Welche unmittelbaren und welche längerfristigen Wirkungen entfalten die Angebote? All diese Fragen müssten zudem aus einer geschlechterbezogenen Perspektive analysiert werden – etwa in dem folgenden Sinne:
11. Welche Auswirkungen hat es, ›als‹ Mädchen oder Frau, ›als‹ Junge oder Mann einen Körper zu haben, zu ihm eine Haltung zu entwickeln, mit ihm umzugehen, ihn wahrzunehmen? Wie etwa beschreiben Mädchen und Jungen, Frauen und Männer (unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher sozialer Herkunft) den Körper und ihren Körper? Mit welchen Intentionen, in welcher Form greifen sie in den Körper ein? Wie nehmen sie Angebote zur Körperwahrnehmung jeweils auf?

12. Welche Bedeutung hat bei diesen Vorgängen die (hierarchische und auf unterschiedliche soziale Sphären konzentrierte) Platzierung der Geschlechter im sozialen Raum? Welche Bedeutung haben hierbei traditionelle Geschlechtsrollenerwartungen und subversive Geschlechtsrollenpraktiken?

3. GRENZÜBERSCHREITUNGEN ALS LUSTGEWINN UND DAS RECHT AUF UNACHTSAMKEIT – ANTWORTEN AUF MÖGLICHE WIDERREDEN

Die Vorschläge zu einer sensibilisierenden Körperarbeit könnten Unmut hervorrufen: Assoziationen zu Gesundheitsaposteln könnten auftauchen, Kritik an einer vermuteten Therapeutisierung des Körperbezugs, berechtigter Widerstand gegen vermutete Fühl- und Erlebensvorschriften. Deshalb sei an dieser Stelle Folgendes betont:

1. Eine Belehrung, Therapeutisierung oder gar Fühlvorschriften sind in keiner Weise intendiert: Auf der theoretischen Ebene geht es um die Ausarbeitung von Gegenentwürfen (im Sinne der Stärkung eines *Gegendiskurses*) zur kulturell fest gefahrenen Haltung, der Körper sei *nur* als Objekt unserer Verfügung denkbar – das ist er eben nicht und die vorherigen Ausführungen (sowie die Einleitung zu diesem Band) sollten zeigen, welche alternativen (insbesondere leibphänomenologisch inspirierten) Denkmöglichkeiten es gibt und wie prekär es werden kann, wenn der Körper *nur* als Objekt behandelt wird. Auf der praktischen Ebene geht es um die Bereitstellung von Erfahrungssituationen, die die Chance zu einer ›anderen‹ oder ›vielfältigeren‹ oder ›verblüffenden‹ Wahrnehmung des Körpers eröffnen – was die Teilnehmer/-innen aus diesen, mit emanzipatorischen Absichten verbundenen, Angeboten machen, welche neuen Erkenntnisse sie für sich gewinnen und wie sie mit diesen Erkenntnissen dann in ihrem Alltag umgehen, liegt ganz in ihrem Ermessen, an ihrem (Um-) Gestaltungswillen und an ihren subversiven oder anpassungsbereiten Neigungen.

2. Es tut mitunter sehr gut und es kann entwicklungsfördernd sein, wenn der Körper riskiert wird, wenn er in seinen Grenzen erfahren und ausgetestet wird. Dazu müssen Grenzen auch (kurzzeitig) überschritten werden – in jugendkulturellen Szenen finden wir dieses Phänomen (vgl. etwa Alkemeyer 2003, Alkemeyer et al. 2003), in der Abenteuer- und Erlebnispädagogik wird es bewusst eingesetzt (vgl. Becker/Fritsch 1998). Weiter ist es sehr entlastend, *nicht* (permanent) an den Körper denken zu müssen, sich einfach ›blind‹ auf ihn zu verlassen und ab und zu mal – meist, wenn er sich irgendwie unangenehm bemerkbar macht – nach dem Rechten zu sehen. Und es macht Spaß, mit dem Körper zu experimentieren, an ihm Veränderungen vorzunehmen, ihn zu gestalten, etwa durch Training und Ernährung zu modellieren, ihn zu präsentieren und mit ihm besondere

Leistungen zu erbringen. In der Regel haben wir bei all dem ein sicheres Gespür dafür, was wir dem Körper (und damit uns) zumuten können, und wo es ›grenzwertig‹ wird.

Aber – so sollte hier deutlich gemacht werden – es gibt eben auch die andere Seite: dass körperliche Grenzen *chronisch* missachtet werden (auf dem Feld der Arbeit [vgl. dazu auch Schröder 2008], des Sports, der Ernährung, der Herstellung von Schönheit etc.), dass sie gar nicht (mehr) gespürt werden können und dass wir in Leistungssteigerungs- und Vernutzungszwänge hineingezogen werden, gegen die wir uns nicht widersetzen können, die sich suchartig verselbstständigen und die ausgesprochen destruktiv werden können. Und hier könnten ein gedankliches Gegenbild und praktische Handlungsalternativen – so die Hoffnung – abfedernd wirken.

4. MUT ZUR INTERVENTION

Wissenschaft, Politik, Pädagogik, Therapie, Medizin und Theologie – all diese die Lebenspraxis gestaltenden und in das individuelle Leben anderer Menschen eingreifenden Professionen üben Macht aus, machen Fehler und können Irritationen erzeugen. Mitunter können Irritationen aber auch »heilsam« sein (vgl. *Wagner-Rau* in diesem Band, die die konkrete Begegnung mit dem Sterben und dem toten Körper als wichtig erachtet für eine wirklichkeitsgerechte Auseinandersetzung mit dem Leben). Bereits die wissenschaftliche Beschreibung ist eine Intervention, denn Wissenschaft greift durch Beobachtung und Befragung in das Leben ein und die Ergebnisse, die sie zurückspiegelt (in Form von Denkmodellen, Kritik, impliziten Normativen und Regieanweisungen für andere Praxisformen etc.) entfalten Wirkungen in der Praxis. Wäre Wissenschaft gesellschaftlich wirkungslos, so könnte man sie auch sein lassen – oder als ein privates Hobby betreiben.

In dem hier entfalteten Theorie-Praxis-Projekt steckt die Idee, dem natürlich gegebenen Körper Respekt zu zollen und kritisch zu bleiben gegenüber technologischen Entgrenzungen, die den ewig jungen, ewig lebenden und unbegrenzt leistungsfähigen Körper versprechen. Es steckt darin die Idee einer emanzipatorischen Praxis, bei der aus der Annahme des gegebenen Körpers Selbstvertrauen und Stärke gezogen werden kann und die allen Normativen eine Absage erteilt, die das körperliche Anders-Sein als Defizitär-Sein deuten und darüber sozialen Ausschluss produzieren. Und es steckt darin die existenzielle Idee, dass der organisch gegebene Körper als Leib die Wurzel unserer Identität bildet und dass es sich in jeder Hinsicht ›lohnt‹, diese Basis zu erkunden, sie als ein Wunderwerk zu entdecken und sorgsam und anerkennend mit ihr umzugehen. Vermutlich kann nur über den Weg der Anerkennung dieser existenziellen Wurzel und ihrer spezi-

fischen Verfasstheit – die sich uns zwar immer fragmentarisch, aber doch zugleich mit eindrücklicher Evidenz darbietet – eine Anerkennung unserer Endlichkeit und eine Anerkennung der Vulnerabilität menschlichen Lebens und menschlicher Kultur gelingen.

Und diese Anerkennung und Begrenzung brauchen wir meines Erachtens dringend, denn sonst steht zu befürchten, dass die Entgrenzungsdynamiken – individuell wie kollektiv – im Kollaps enden: In der Ökologie ist dieser Kollaps bereits an vielen Stellen eingetreten, in der Ökonomie beschäftigt er uns ebenfalls global und in den Lebens- und Leidenswegen vieler Menschen, die sich permanent über ihre somatischen und psychischen Grenzen hinaus beanspruchen oder beansprucht werden, ist dies überdeutlich. Wie und wo sich »Körperachtsamkeitspraktiken«, wie sie von *Bettina Wuttig* in diesem Band einfühlsam genannt werden, bzw. eine emanzipatorische und reflektierende Körperarbeit praktisch realisieren lassen und welche Wirkungen sie erzeugen, wird sich zeigen müssen – aber den Mut zu solchen *grenzsensiblen* Interventionen und der Stärkung einer gefühlten und gelebten *Verbindung* zum eigenen Körper sollten wir im Sinne eines Gegendiskurses und einer widerständigen Praxis aufbringen.

Literatur

- Abraham, Anke (2007): Der Körper in der pädagogischen Arbeit. In: Körper – Kinder – Kinderschutz. Das Verständnis des Körpererlebens von Kindern für die Arbeit im Kinderschutz. Hg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren e.V., Köln, 29-45.
- Alkemeyer, Thomas (2003): Zwischen Verein und Straßenspiel. Über die Verkörperungen gesellschaftlichen Wandels in den Sportpraktiken der Jugendkultur. In: Heinz Hengst, Helga Kelle (Hg.): Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxen und sozialen Wandel. Weinheim (Juventa), 293-318.
- Alkemeyer, Thomas, Bernhard Boschert, Robert Schmidt, Gunter Gebauer (Hg.) (2003): Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz (UVK).
- Becker, Peter, Ursula Fritsch (1998): Körpermarkt und Körperbildung. Frankfurt a.M. (Fachhochschulverlag).
- Bietz, Jörg, Ralf Laging, Monika Roscher (2005): Bildungstheoretische Grundlagen der Bewegungs- und Sportpädagogik. Baltmannsweiler (Schneider).
- Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M. (Fischer).

- Dornes, Martin (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Duerr, Hans Peter (1988): Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Wiesbaden (WDV).
- Hitzler, Ronald, Anne Honer (2005): Körperkontrolle. Formen des sozialen Umgangs mit physischen Befindlichkeiten. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 356-370.
- Marlock, Gustl, Halko Weiss (Hg.) (2006): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart (Schattauer).
- Niewöhner, Jörg, Christoph Kehl, Stefan Beck (2008): Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin-, Lebens- und Sozialwissenschaft. Bielefeld (transcript).
- Schmidt, Evelyn (Hg.) (2006): Einführung in die Konzentrierte Bewegungstherapie. Stuttgart (Schattauer).
- Schmitz, Ulrike (2004): Konzentrierte Bewegungstherapie (KBT) zur Traumabewältigung. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation (Philipps-Universität Marburg)
- Schüle, Christian (2007): In den Fängen der Angst. In: Die Zeit, 17, 17-20.
- Stern, Daniel (1979): Mutter und Kind. Die erste Beziehung. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Villa, Paula-Irene (2008): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Paula-Irene Villa (2008): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 245-272.

